

Bleibt uns nur die andere Sicht der Dinge?

Fragen und Wünsche an die ökumenische Dekade
„Solidarität der Kirchen mit den Frauen“

VON REINHILD TRAITLER

1. Die Bestandsaufnahme der Alltäglichkeit

A. Kürzlich habe ich den katholischen Teil meiner Familie besucht. Mein Neffe hatte Erstkommunion. Es war ein sehr bewegendes Fest. Fünfzig Kinder in weißen Mönchskutten zogen feierlich in die Kirche ein, geführt von den beiden Katechetinnen, die hier noch eine Kapuze zurechtrückten, dort ein Kränzchen, das über die Stirn gerutscht war. Sie hatten auch die Liturgie mit den Kindern vorbereitet und die Kirche geschmückt. Eine andere Frau leitete den Chor, und am Kirchenausgang bekamen wir alle geweihtes Brot, das der Frauenkreis mit den Kindern gebacken hatte. Frauen, Frauen, Frauen. Nur die Messe, das Eigentliche und Wichtige, wurde von vier Männern zelebriert.

B. In meiner evangelischen Kirchgemeinde wird die gesamte freiwillige Arbeit fast ausschließlich von Frauen geleistet. Altarschmuck, Kindergottesdienst, Kirchenchor, Bibelarbeitskreis, Besuchskreise, Diskussionsgruppen-Vorbereitung, Frauengruppe, Jugendgruppe, Basar, Seniorenclub und was sonst noch anfällt. Ich habe mir einmal ausgerechnet, was die Gemeinde zu zahlen hätte, wenn sie diese Arbeiten nach dem ortsüblichen Tarif vergüten müßte, und bin auf knapp zwei Pfarrer/innengehälter gekommen. Das hat auch mich erstaunt. Dabei erscheinen diese Zuwendungen in Form von Frauenarbeit in keiner Kirchenbilanz – die unsichtbare Kraft der Frauen aber nimmt die Kirche gerne in Empfang.

Auf einer Tagung des Ökumenischen Frauenforums in Europa haben wir vor kurzem die Idee eines Frauenboykotts im Advent erwogen. Als ich, eher zum Spaß, den Frauen meiner Gemeinde von dieser Idee erzählt habe, erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Niemals! – Ach, wir Armen! Die einzige Art, uns unentbehrlich zu machen, ist unser Dienst!

C. Ein klassischer Spruch (klassisch deshalb, weil ich ihn in den letzten fünfzehn Jahren praktisch in jedem kirchlichen Gremium gehört habe, vor zwei Jahren sogar schwarz auf weiß, als es um eine Quotenregelung in der

Synode der Zürcher Landeskirche ging): „Natürlich wollen wir Frauen, aber sie müssen gut sein, schließlich geht es doch nicht darum, Frauen um der Frauen willen zu haben.“

Vielleicht geht es zunächst doch darum. Und übrigens: Warum stehen ausgerechnet die Frauen unter Qualifikationszwang? Wir wollen doch auch „gute“ Männer in den kirchlichen Gremien!

D. Ich diskutiere mit dem Dekan der theologischen Fakultät an einer ehrwürdigen deutschen Universität. Ich habe gefragt, warum es denn in der Bundesrepublik nicht gelingt, einen Lehrstuhl für feministische Theologie einzurichten. An allen namhaften amerikanischen Universitäten gäbe es mittlerweile solche Lehrstühle, und von dort gingen auch wesentliche Impulse für die theologische Forschung von Frauen aus. Darüber kommen wir ins Reden. Der Unterschied zwischen Amerika und der Bundesrepublik ist, daß man dort sehr schnell Modeströmungen aufnehmen kann, meint der Professor. Das System ist viel flexibler. Wenn wir hier einen Lehrstuhl gründen, gilt das für die nächsten 600 Jahre.

Dem entnehme ich zweierlei: Feministische Theologie ist eine Modeströmung. Sie ist gekommen, sie wird wieder verschwinden. Und: Die von Männern definierten theologischen Disziplinen sind diejenigen, die für die Ewigkeit gemacht sind.

E. Etwa siebzig Prozent der Teilnehmerinnen am Sonntagsgottesdienst in meiner Kirche sind Frauen. Während jeder Abendmahlsfeier singen wir „Wenn wir wie Brüder beieinander wohnten . . .“. Früher hat es mir nichts ausgemacht, als „Bruder“ angeredet zu werden. Heute halte ich es mit vielen Frauen, die darauf bestehen „Schwestern sind nicht Brüder in Christus“.

Übrigens, das mit der Sprache ist natürlich kein unwesentliches Detail. Daß Frauen in der Sprache der Theologie und der Spiritualität nicht sichtbar werden, entspricht ihrer Machtlosigkeit im Leben der Kirche: Die denkenden, handelnden und sich als „Ich“ begreifenden Subjekte christlicher Tradition waren Männer. Diese Tatsache haben Frauen verinnerlicht; für sie war (und ist) es selbstverständlich, daß sie „mitgemeint“ sind.

2. Alte und neue Frauenbewegung oder: Welche Frauen will die Kirche?

Vielleicht sollten wir diejenigen, die den Feminismus immer noch mit einem Lächeln quittieren – und in der Kirche begegnen mir viele solche Leute, Männer und Frauen –, daran erinnern, daß die Frauenbewegung nicht von heute ist, auch nicht von gestern, sondern daß ihre Wurzeln in

die Aufklärung und vor allem in die Französische Revolution hinabreichen. Was aufklärerische Männer noch für die Frauen formuliert hatten, nehmen in der Französischen Revolution zum ersten Mal die Frauen selbst in die Hand. Der 1789 in der Nationalversammlung verabschiedeten „Declaration des droits de l’homme et du citoyen“ stellt die Revolutionärin Olympe de Gouge 1791, in der gleichen Nationalversammlung, eine „Declaration des droits de la femme et de la citoyenne“ gegenüber, in der sie jeden der sieben Artikel der ursprünglichen Erklärung im Sinne der Gleichberechtigung von Mann und Frau korrigiert.¹ Zusammen mit den aufständisch erhobenen Forderungen der schwarzen Sklaven in der Kolonie St. Domingo war diese Erklärung ein mehr als deutliches Zeichen, daß auch jene, die der Dritte Stand bei der feierlichen Erklärung der Menschenrechte durchaus nicht im Sinn gehabt hatte, diese Rechte für sich in Anspruch zu nehmen gedachten. Dagegen hat sich auch das revolutionäre Frankreich lange gewehrt: Der Sklavenaufstand wurde blutig bekämpft, Olympe de Gouge und andere Frauen der Revolution landeten auf der Guillotine oder im Irrenhaus.

Es ist wichtig, an das aufklärerische Erbe der Frauenbewegung heute wieder zu erinnern, weil die bestimmenden Frauenbilder des 19. Jahrhunderts dieses Erbe überlagert und versteinert haben. Daß die Kirchen zögernd bis ungeschickt auf die Anliegen der neuen Frauenbewegung reagiert haben und daß die feministische Theologie im besten Fall als Modeströmung toleriert wird, hängt sicherlich damit zusammen, daß Kirche und Theologie bei der Zurückbindung der Frauen auf ein traditionelles Frauenbild eine wesentliche Rolle gespielt haben und z. T. noch spielen.

Nach den Aufbrüchen von Frauen in der Romantik und in der Revolution von 1848 haben Kirche und Theologie sich beeilt, die traditionellen Herrschaftsverhältnisse zwischen den Geschlechtern wieder herzustellen und theologisch zu zementieren. „Die Tendenz auf die sogenannte Emanzipation des Weibes ist geradezu eine antimoralische“², argumentiert 1867 Richard Rothe in seiner Theologischen Ethik. „Gerade in diesem seinem durchgreifenden Abhängigkeitsverhältnis von dem Manne liegt für das Weib Emanzipation von den Unvollkommenheiten, die ihm vermöge der relativen Schwäche in ihm natürlich sind.“ Wenn wir einen Blick auf die Lebensgeschichte der romantischen Frauen oder der Frauen der Generation von 1848 werfen, wird die Absicht solcher Postulate nur zu deutlich: Die emanzipatorischen Entwürfe einer Caroline von Humboldt oder der Bettina von Arnim, Fanny Lewalds oder Luise Ottos zeigen, daß die Frage nach Gerechtigkeit und gleichen Rechten für die Frauen das grundlegende

Lebensgefühl einer ganzen Kultur bedrohte. Hier waren tatsächlich Macht, Privilegien und die ganz alltägliche Bequemlichkeit der Männer in Gefahr. Da gab es plötzlich Frauen, die ihre kleinen Kinder verließen, um einen Studienurlaub im Ausland zu nehmen – wie das etwa Caroline von Humboldt tat. Oder Frauen wie Malwida von Meysenburg, die für die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frauen und die dafür nötige Ausbildung kämpfte. Es gab Frauen, wie Luise Otto, die sich für die Rechte der Arbeiterinnen einsetzten: Das klang schon nach Sozialismus und Anarchie und nach einem allgemeinen Frauenaufstand.

An solchen Visionen einer auf Gerechtigkeit gegründeten Gemeinschaft von Männern und Frauen hatten die führenden konservativen Kreise der Kirche – vor allem in der einsetzenden Restauration der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kein Interesse. „Sie hatten Angst, Angst vor der Sozialdemokratie, Angst vor der Auflösung der Ehe. Auch sie sahen ein neues Frauentum, das am Horizont aufsteigt, aber dies erfüllte den Himmel für sie nicht mit Herrlichkeit, sondern mit dem apokalyptischen Schrecken der Anarchie.“³

Es ist wichtig, sich das vor Augen zu halten, weil die Gründung der kirchlichen Frauenverbände, etwa des 1899 auf Anregung von Ludwig Weber und Adolf Stoecker ins Leben gerufenen Deutsch-Evangelischen Frauenbundes (DEF), nicht die Stärkung der auf Gleichberechtigung gerichteten Frauenbewegung war, sondern christlichen Frauen die Alternative zu eben dieser Frauenbewegung bieten und sie vor „Modernismus, Sozialismus und auch Feminismus“ bewahren sollte. Das (von Männern entworfene, aber auch von Frauen getragene) Frauenbild des DEF war das der besonderen Bestimmung des weiblichen Geschlechts aufgrund seiner Natur, das nicht auf Gleichberechtigung, sondern auf Komplementarität zielte. „Nicht ihm gleich ist sie erschaffen“, formulierte es die Vorsitzende Paula Müller-Otfried, „aber für die Erhaltung des Menschengeschlechts ebenso wertvoll wie er, ihrer Natur nach aber zu besonderen, allein von ihr zu leistenden Aufgaben bestimmt.“⁴ Ziel des Verbandes war es nicht, den Frauen den Zugang in die Welt der Männer zu eröffnen, sondern die soziale Rolle der Frau aufgrund ihres Geschlechts ideologisch zu untermauern und aufzuwerten. Von den politischen Unternehmungen der Frauenbewegung, etwa vom Kampf um das Frauenstimmrecht, distanzierte sich der DEF 1918 sogar mit seinem Austritt aus dem Bund Deutscher Frauenvereine, als dieser sich geschlossen hinter das Frauenstimmrecht stellte. Die biologische Basis ihres Frauenbildes und eine zunehmend nationalistische Orientierung rückte die kirchliche Frauenarbeit in Deutschland später in gefährliche Nähe zum

Nationalsozialismus, dem sie nie kritisch entgegengetreten ist und dem sie kein alternatives Konzept des Lebens von Frauen entgegengehalten hat.

Wenn der Ökumenische Rat die Kirchen zu einer Dekade in Solidarität mit den Frauen aufruft, ist es wichtig, sich an die Geschichte kirchlicher Frauenarbeit zu erinnern: An dieser Geschichte sind ganz bestimmte kirchliche/christliche Vorstellungen vom Frausein abzulesen, die auch heute noch eine Rolle spielen. Aufs Ganze gesehen hat sich nicht die breitangelegte kirchliche Verbandsarbeit als geschichtsmächtig erwiesen, sondern allenfalls der Protest einzelner Frauen innerhalb der Verbände, den es auch gegeben hat. Was heute zur Selbstverständlichkeit geworden ist (Frauenstimmrecht, Gleichstellung von Mann und Frau, gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit, gleicher Zugang zu Bildung, Mutterschutz und Sozialleistungen), waren die Anliegen und Kämpfe der säkularen Frauenbewegung, oft des sogenannten radikalen Flügels dieser Bewegung.

Auf welche Leitbilder des Frauseins beziehen wir uns – als Frauen – heute, wenn wir den Kirchen eine Dekade der Solidarität abfordern? „Sind es von Frauen in emanzipatorischer Absicht entwickelte Konzepte, sind es von Frauen zwecks Einpassung in herrschende Weiblichkeitsmythen vorgebrachte Konzepte? Sind es Frauen von Männern verordnete Leitbilder?“, fragt die Kirchenhistorikerin Leonore Siegele-Wenschkewitz.⁵ Es ist wichtig, sich klarzumachen, daß es unter Frauen keine automatische „Unité de Doctrine“ gibt und daß die Vorstellungen dessen, was unter „Solidarität mit den Frauen“ zu verstehen ist, sowohl in den Kirchen als auch unter den Frauen noch weit auseinanderklaffen. Letztlich geht es darum, daß sich die Kirchen in den gut 150 Jahren Frauenbewegung das Recht genommen haben zu entscheiden, mit welchen Frauen sie solidarisch sein wollen. Sie haben den Frauen weitgehend die Leitbilder verordnet, nach denen christliche Frauen anzutreten, nach denen sie sich zu organisieren und nach denen sie aktiv zu werden hatten. Dazu sagen viele Frauen heute „nein“.

Aber die neuen Entwürfe der Frauen sind erst im Entstehen, sind Gegenstand des Schwesternstreits unter den Frauen und brauchen nach Jahrhunderten/Jahrtausenden der Gängelung und Bevormundung Zeit zum Wachsen. Bei den Bemühungen der Frauen, als Frauen geboren zu sein und darum Frauen zu werden, kristallisieren sich drei Leitbilder des Frauseins heraus, die die Motive der ersten Frauenbewegung aufnehmen, die Frage nach dem Menschenbild der Frau aber entscheidend weitertreiben. *Eines* ist das Leitbild der Tradition, das nie weitergekommen ist, als den Frauen die Entwicklung der „ihnen entsprechenden Gaben“ zu gestatten. Es ist das Bild der Komplementarität zum Mann, das viele Frauen auch heute noch

als lebbares Arrangement in Gesellschaft, Kirche und in der persönlichen Partnerschaft erscheint. Dabei sind die „Frauen entsprechenden Gaben“ meistens mit Inhalten aus der Tradition und der „natürlichen Bestimmung“ der Frau gefüllt worden.

Das *zweite* Leitbild versucht, weibliche Lebensmuster und weibliches Lebensgefühl zurückzugewinnen, die mehrere tausend Jahre Patriarchat verschüttet, aber – so meinen die Frauen – nicht ausgelöscht haben. Dieses Bild ist auf Vermutungen angewiesen. Es deutet spärliche archäologische Reste, Symbole und Mythen aus dem Bewußtsein und der Sehnsucht heutiger Frauen nach einer unversehrten, durch alle Leiden und durch alle Unterdrückung hindurch geretteten Vorstellung vom Frausein.

Das *dritte* Leitbild orientiert sich an den emanzipatorischen Strömungen europäischer Geschichte, an den politischen Dimensionen der alten und neuen Frauenbewegung und an den Impulsen, die von Befreiungsbewegungen und Befreiungstheologie aus der Dritten Welt kommen. Dieses Leitbild hat die wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Bedingungen untersucht, die eine effektive Solidarität unter Frauen so schwierig machen. Es hat darauf verwiesen, daß es unter Frauen keineswegs eine einheitliche Interessenslage gibt; daß Frauen nicht nur Opfer des Patriarchats waren, sondern auch Nutznießerinnen, ja sogar Mittäterinnen.

Alle drei Entwürfe müssen sich heute mit den real existierenden Machtverhältnissen in Kirche und Gesellschaft auseinandersetzen und kommen hier auch sofort unter Beweiszwang. Die „Angepaßten“ müssen beweisen, daß Frauen an ihrem traditionellen Ort mehr erwirken können, als nur die Handlangerinnen des Patriarchats zu sein; daß es hier Handlungsräume gibt, die es Frauen erlauben, zur Gestaltung von Kirche und Gesellschaft beizutragen. Die „Emanzen“ müssen beweisen, daß Frauen, die an der Macht teilhaben, Macht tatsächlich anders ausüben können, ein Beweis, der gegen die medienwirksamen Beispiele vom Gegenteil – „Frauenmacht à la Margaret Thatcher“ – nicht gerade leicht zu führen ist. Die „Matriarchinnen“ schließlich müssen beweisen, daß die Gegenkultur, die ihnen vorschwebt, nicht einfach ein Rückzug in eine imaginierte Scheinwelt ist, sondern als verwandelnde Kraft in die Gesellschaft zurückstrahlen kann.

Was viele Frauen heute von den Kirchen erwarten, ist, daß sie nicht den einen oder anderen Entwurf vereinnahmen und daß sie nicht die verschiedenen, auch widersprüchlichen Konzepte, die heute unter Frauen entstehen, gegeneinander ausspielen, möglichst noch mit Hilfe anderer Frauen. Zu oft sind Frauen als Beweis gegen die Befreiungsbemühungen anderer Frauen aufgeboten worden. Hier tritt uns ein Verhaltensmuster der Beherrscher

entgegen, das wir als Frauen entlarven müssen. Die Auseinandersetzung um das neue Frauenbild muß zuerst einmal von den Frauen selbst geführt werden, ohne Sanktionen oder Belohnungen von seiten der Männerkirche und der Männergesellschaft. Daß daraus eine neue Qualität der Beziehungen zwischen Frauen und Männern und Anhaltspunkte für ein neues Menschenbild entstehen werden, versteht sich von selbst.

3. Die andere Sicht der Dinge oder: Welche Kirche wünschen sich Frauen?

Aus meiner Arbeit im Ökumenischen Forum Christlicher Frauen in Europa kenne ich viele Frauen, die auf sehr unterschiedliche Weise an einer neuen Gemeinschaft von Frauen und Männern in Kirche und Gesellschaft arbeiten. Manche arbeiten an kleinen, schrittweisen Veränderungen in kirchlichen Traditionen, die bis jetzt unveränderbar erscheinen: etwa die orthodoxen Frauen. Aber selbst hier gibt es Veränderungen, die nicht mehr rückgängig zu machen sind, etwa die Tatsache, daß kürzlich die erste Frau an der Leningrader theologischen Fakultät promovierte. Manche sind ungeduldig mit ihren Kirchen – wenn nicht bald wesentliche Verbesserungen eintreten, dann haben sie nicht mehr viel Hoffnung. Vielleicht beginnt dann der Exodus der Frauen aus der Kirche, vielleicht beschließen Frauen dann, „Frauenkirche“ zu leben. „Frauenkirche“, das meint eine Gemeinschaft von Frauen (und Männern), die ihre Energien nicht mehr auf hierarchische Modelle von Leben und Glauben verschwendet, sondern die versucht, herrschaftsfreie, partizipatorische und solidarische Formen für Leben, Feiern und Engagement für eine gerechtere, friedlichere Erde zu entwickeln. Und da gibt es auch manche, die fast daran sind, die Kirche aufzugeben. „Das Patriarchat ist nicht reformierbar, sondern nur abzuschaffen“, konstatierte eine ZuhörerIn während eines Hearings „Gemeinschaft von Frauen und Männern in Kirche und Gesellschaft – Wirklichkeit oder Utopie“, das das Ökumenische Frauenforum während der Basler Versammlung „Frieden in Gerechtigkeit“ im Mai 1989 veranstaltete. „Veränderungen in unseren Kirchen in bezug auf wirkliche Beteiligung von Frauen sind oft nur kosmetische Veränderungen. Sollten wir Frauen die Kirche nicht auf Zeit boykottieren?“

Dahinter stecken viele schmerzliche Erfahrungen der Frauen mit der Kirche. Und Wünsche an die Kirche. Ich möchte vier dieser Wünsche/Forderungen herausgreifen, weil ich überzeugt davon bin, daß sie uns durch die Dekade begleiten werden und daß sich an ihnen entscheiden wird, ob die Kirche des 21. Jahrhunderts tatsächlich eine erneuerte Gemeinschaft von Frauen und Männern sein wird oder weiterhin eine Männergesellschaft mit erwünschter, aber gelenkter Frauenbeteiligung.

„Wenn Kirchenmänner vom Amt sprechen, nennen sie es Dienst. Wenn Frauen davon reden, das Amt in Anspruch zu nehmen, heißt es, sie sind machthungrig“, erklärte eine katholische Teilnehmerin an dem bereits erwähnten Hearing in Basel. Diese Beobachtung skizziert einen Sachverhalt, den viele Frauen erleben. Sobald sie die Frage nach der vollen Beteiligung auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens stellen, wird ihnen Machtlust vorgeworfen. Und sobald sie die Frage nach der Macht und nach einer möglichen Umverteilung von Macht stellen, bekommen sie – auch von Frauen – zu hören, daß es doch nicht um Macht ginge, sondern letzten Endes um Liebe. Trotzdem stellen Frauen heute an vielen Orten die Frage nach der Macht: Nicht nur, weil sie Macht in Anspruch nehmen und ausüben wollen, sondern weil die Vision einer neuen, herrschaftsfreien Gemeinschaft nicht zu haben ist ohne die Auseinandersetzung mit bestehender (kirchlicher) Macht und ohne neue Vorstellungen, wie Macht allenfalls zu teilen, zu verwandeln, neu zu qualifizieren wäre.

Die Bemühung von Frauen um das Priesteramt ist und bleibt dabei ein Kernpunkt. Verknüpft damit ist die Auseinandersetzung mit Hierarchien und der Entwurf und die Erprobung nichthierarchischer Modelle von Gemeinschaft. Ohne Zugang zu allen Ämtern der Kirche sind Frauen ewig auf die Hilfe wohlwollender Männer angewiesen, wenn sie hier Frauenvorstellungen entwickeln und verwirklichen wollen. Und ohne eine breite Beteiligung der Frauen an allen Orten und in allen Funktionen kirchlichen Lebens werden Frauen weder den Mut aufbringen noch die Mehrheiten schaffen, die es für grundlegende Änderungen braucht. Aus diesem Grund werden Quotenregelungen so lange nötig sein, bis es selbstverständlich geworden ist, daß Frauen auf allen Ebenen die Hälfte der Menschheit ausmachen.

Aber die Frage nach der Macht stellt sich auch anders: Etwa, wenn Frauen heute darauf dringen, daß die viele, von Frauen freiwillig geleistete Arbeit in der Kirche zumindest sichtbar gemacht wird, daß sie aufscheint in Jahresrechnungen und Statistiken, daß der Frauenanteil am „Funktionieren“ der Kirche endlich offenkundig wird. Oder wenn Frauen Kataloge aufstellen, wie hierarchische Privilegien abgebaut werden könnten, wenn die Frage nach einem Soziallohn für alle kirchlichen Mitarbeiter/innen gestellt wird.

Frauen wünschen sich eine Kirche, in der ihre theologischen und geistlichen Erfahrungen willkommen sind

Wenn ich die breite und differenzierte Bewegung betrachte, die wir mit dem Kürzel „feministische Theologie“ bezeichnen, dann bin ich überzeugt davon, daß wir erst am Anfang stehen und daß sich das Denken und der Wissensdrang von Frauen nicht mehr auf ein der Kirche erträgliches Maß zurückschrauben lassen wird. Die feministische Theologie ist unveränderlicher Teil der neuen Frauenbewegung, die Frauen ermutigt hat, aus den körperlichen, geistigen und seelischen Häusern auszuziehen, die andere für sie entworfen haben, und ihre eigenen „Häuser“ zu bauen, auch ihre eigenen geistlichen Häuser.

Feministische Theologie ist entstanden aus einer doppelten Leidenserfahrung von Frauen. Zum einen hat die christliche Tradition der Frau keine göttliche Perspektive für ihr Werden zugestanden. „Der Mann sollte ihr vollkommenes Andere sein. Ihr Modell, ihr Wesen. Sie hatte keine andere göttliche Perspektive als die, Mann zu werden. Um Frau zu werden, um ihre weibliche Subjektivität zu erfüllen, braucht die Frau einen Gott, der die Vollendung ihrer Subjektivität darstellt“, schreibt die französische Philosophin Luce Irigaray.⁶ Mit diesen Sätzen müssen sich Frauen im Rahmen einer Tradition auseinandersetzen, die dem männlichen Menschen sehr wohl eine solche Perspektive zugestanden, sich aber immer dann auf die Unverfügbarkeit des transzendenten Gottes berufen hat, wenn Frauen ihre Gottesebenbildlichkeit einzuklagen versuchten. Unsere Gottesebenbildlichkeit in Anspruch zu nehmen heißt, aus der Zusage, daß wir als Frauen nach dem Bild Gottes geschaffen sind, Hinweise zu gewinnen, wie wir als Frauen so von Gott reden können, daß wir Männer und Frauen daran erinnern, daß die großteils männlich vereinnahmte Gottessprache der Bibel, ja, daß die Offenbarung Gottes in einem männlichen Menschen nicht unablässig zur Seinsweise Gottes gehören, sondern eine historische Tatsache darstellen.⁷

Zum anderen hat die kirchliche Praxis Frauen keinen Raum zugestanden, in dem sie ihnen angemessene Formen von Spiritualität hätten entwickeln und leben dürfen. „Kann es eine wirklich tiefe, gleichberechtigte Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche geben, solange von Gott in der traditionellen, herrschaftlichen, männlichen Sprache gesprochen wird?“ „Hat das Christentum nicht seine historische Chance, die Geschwisterlichkeit zwischen den Geschlechtern zu leben, verpaßt, indem es die herrschende patriarchalische Ordnung aufnahm und theologisch legiti-

mierte?“ „Kirche ist ein Ort für Frauendemit, nicht für Frauenmacht!“ Solche Fragen und Feststellungen, die während des schon erwähnten Hearings an der Ökumenischen Versammlung in Basel laut wurden, zeigen, wie sensibel Frauen für die in Theologie und Kirche herrschenden Machtverhältnisse geworden sind. Kirche ist „Kein Ort. Nirgends“ für entstehende Versuche von Frauen, Leben und Glauben auf ihre Art zu feiern.

In Zürich gibt es seit vier Jahren einmal im Monat einen von Frauen gestalteten Frauengottesdienst. Das war ein großes Experiment, das auch die verschiedenen christlichen Frauengruppen, Studentinnen, (feministische) Pfarrerinnen miteinander vernetzte. Nun findet der Kirchenvorstand der gastgebenden Kirche, des Fraumünsters, daß die Frauen zu weit gegangen sind. Wenn ich betrachte, was Frauen in diesen Gottesdiensten versucht haben, fallen mir vier Elemente auf, die der Kirche immer noch Angst machen: Frauen haben ihre Körperlichkeit nicht ausgeklammert; Frauen haben versucht, die „Heiligkeit der Schöpfung“ zu begreifen; Frauen haben sich die christliche Tradition im Sinne der von Elisabeth Schüssler Fiorenza geforderten Rekonstruktion des Frauenanteils angeeignet und Frauen haben sich mit Randgruppen solidarisiert.⁸ Damit fordern sie die Kirche an neuralgischen Punkten heraus: Gründet die Frauenfeindlichkeit christlicher Tradition nicht letzten Endes auf ihrer Leibfeindlichkeit? Wie läßt sich ein neues Verhältnis zur Schöpfung gewinnen, das „Gottes lebendigen Atem in allem Sein“ (K. Marti) begreift, ohne daß die Kirche solche Versuche als Pantheismus verteufelt? Wie sähe eine Kirche aus, in der die vergessenen Traditionen von Gerechtigkeit und Partizipation zum Tragen kommen, eine Kirche, die sich nicht vom Zentrum der Macht, sondern von ihren Rändern her definiert? Solche unbequemen Fragen werden in den Klagen, in der Wiedererinnerung und des Füreinander-Bittens um Stärkung und Mut in der Frauenkirche laut. Sie stören die Kreuzfahrt im Erstklass-Salon des Kirchenschiffes.

Feministische Theologie und die Bemühungen um eine feministische Spiritualität müssen heute mit erheblichem Widerstand von seiten der Kirchen rechnen. Frauen müssen bischöfliche Stellungnahmen über sich ergehen lassen, die sich nicht einmal die Mühe genommen haben, sich über die Anliegen feministischer Theologie sorgfältig zu informieren; Rede- und Lehrverbot in Kauf nehmen, wenn sie sich im Denken und Experimentieren „zu weit“ vorgewagt haben; sich der Lächerlichkeit aussetzen und vor allem sich immer wieder vorwerfen lassen, der Versuch von Frauen, „ich-fähig“ zu werden (D. Sölle), sei die Hybris der Freiheit und Emanzipation, sei Sünde.⁹

Feministische Theologie wird nicht wieder gehen, wie sie gekommen ist. Sie ist Teil eines Stromes theologischer Bemühungen, die Rede von Gott aus der Mitte heutiger Lebens- und Leidenserfahrungen zu führen und die Theologie als Klärungs- und Stärkungsmittel im Kampf um Befreiung zu verstehen. Ob die Auseinandersetzungen um die feministische Theologie sich verschärfen werden, steht offen. Manche Frauen befürchten das. Ich sehe auch, daß langsam und zögernd ein Stück Dialogwilligkeit wächst. Die EKD-Synode über die „Gemeinschaft von Frauen und Männern“, die sicherlich um eine Auseinandersetzung mit der feministischen Theologie nicht herumkommen wird, könnte Signalwirkung haben.

Frauen wünschen sich eine Kirche, die die Solidarität unter Frauen fördert

Die Frage nach der Solidarität ist natürlich eine Frage, die die Qualität der kirchlichen Gemeinschaft und all ihrer Glieder angeht. Ich erinnere mich an die Anfänge der Quotendiskussion, als die Beteiligung von „Laien, Frauen, Jugendlichen, behinderten Menschen“ zur Debatte stand und so plötzlich klar wurde, wie die Mehrheit des Kirchenvolkes von einem hierarchischen Zentrum an den Rand gedrängt wird.

Wenn es um die Solidarität der Kirchen mit den Frauen geht, dann geht es um die schwierige Frage, mit welchen Frauen (und welchen Anliegen) sich die Kirchen solidarisieren wollen. Vielleicht müssen sie die Auseinandersetzung, die darüber unter den Frauen selbst im Gang ist, ernst nehmen, ohne vorschnell Stellung zu beziehen, Urteile zu fällen und die eine oder andere Seite wieder hinter die Linien zu pfeifen.

„Kirchenfrauen in Mitteleuropa sind Mittelstandsfrauen, die die Muße haben, sich mit Fragen herumzuschlagen, für die andere, ärmere Frauen weder Zeit noch Geld hätten.“ Diesen Vorwurf höre ich oft, gerade von jenen, die den „Mittelstandsfrauen“ die radikalere Fragestellung madig machen wollen. Dann denke ich: Es stimmt. Aber es stimmt auch, daß die säkulare Frauenbewegung, die die Frage nach der Anthropologie und nach den Menschenrechten in ungleich schärferer Weise gestellt hat, der Kirche immer suspekt gewesen ist.

Einige Beispiele:

- Seit Beginn der UNO-Frauendekade etwa gibt es eine Kampagne von Hausfrauen, die ihre Arbeitsstunden ermitteln. Die Kampagne ist in England und in den USA entstanden, unter den schwarzen Frauen in den Slums der großen Städte. Mit dieser Kampagne wollen sie die demütigenden Sozialleistungen des Staates, die unter dem Begriff „Welfare“

laufen, in ein Gehalt für geleistete Arbeit umwandeln und gleichzeitig unterbezahlten (Zwangs-)Arbeitsprogrammen („Workfare“) widerstehen.¹⁰ Der Versuch, die gleiche Kampagne in die Kirchen zu tragen, erweist sich als schwierig. Der freiwilligen Arbeit von Frauen in den Kirchen haftet scheinbar nicht die gleiche Dringlichkeit an; darüber hinaus sehen sie viele Frauen selbst als Liebesdienst, der nicht zu verrechnen ist. Dennoch gibt es auch in den Kirchen Forderungen von Frauen, diesen Dienst wenigstens sichtbar zu machen. Eine im April 1989 veranstaltete Frauenkonsultation des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes hat vorgeschlagen, die von Frauen in der Kirche freiwillig geleistete Arbeit zum mindesten statistisch aufzuführen.

- Kirchenfrauen haben im großen und ganzen immer noch Mühe, Solidarität mit den Anliegen der säkularen Frauenbewegung zu entwickeln. Daß dort Elemente einer neuen Kultur entstehen, können sie noch hinnehmen: feministische Wissenschaft, Geschichte, Philosophie, Literatur, Musik. Das paßt in den bürgerlichen Bezugsrahmen, und man kann sich damit auseinandersetzen. Daß aber die Frauenbewegung auch Zufluchtsort und Kraftfeld für Frauen ist, die aus irgendeinem Grund marginalisiert und diskriminiert sind, macht ihnen mehr Mühe.
- Manchmal gehe ich mit einer Gruppe von Kirchenfrauen in das Autonome Frauenzentrum in Zürich. Wir treffen lesbische Frauen und erfahren, wie sie diskriminiert werden und welche Probleme sie haben. Wir hören von den Frauen, die das Nottelefon für vergewaltigte Frauen betreuen, wie oft Vergewaltigung vorkommt, wie selten die Täter sich dafür verantworten müssen und daß die Annahme, im Grunde seien die Frauen selber schuld, immer noch weit verbreitet ist. Wir treffen Frauen, die mit den Drittweltfrauen in der Sexindustrie zusammenarbeiten und die versuchen, Rechtslage und Arbeitsbedingungen zu ändern und die Bevölkerung aufzuklären.
- Wir werden konfrontiert mit den Nöten von Unterschichtsfrauen, oft Ausländerinnen, die ins Frauenambulatorium kommen. Hier werden auch Abtreibungen vorgenommen: Immer noch ein heißes Eisen unter vielen kirchlichen Mittelstandsfrauen, die das Problem einzig unter moralischem Gesichtspunkt sehen und sich schnell viele karitative Lösungen ausdenken.

So kam ein Passus, der sich für den „Schutz des ungeborenen Lebens“ einsetzt, ohne Diskussion im Plenum mit der Unterstützung vieler Frauen in das Schlußdokument der Basler Ökumenischen Versammlung „Frieden in Gerechtigkeit“. Das zeigt, daß eine qualifizierte Debatte

über diese Frage – die sie allerdings auch in den weiteren Rahmen der Reproduktionstechnologie stellen müßte – in der kirchlichen Frauenbewegung noch (oder wieder) ansteht.

Gefordert ist aber nicht patriarchales Wohlwollen, sondern Solidarität. Solidarität gründet immer auf der Fähigkeit, über den eigenen Bezugsrahmen hinauszugehen und sich für die ungeteilten Menschenrechte auch jener Menschen einzusetzen, die aus diesem Rahmen fallen. Das heißt, daß wir uns als kirchlich engagierte Frauen von den Kirchen heute nicht nur Solidarität mit unseren eigenen Anliegen wünschen, sondern daß wir unsere Anliegen an jene der säkularen Frauenbewegung anknüpfen müssen. Daß wir die Kirche dazu bringen müssen, die Diskriminierung, die Unterdrückung und die Leiden von Frauen wahrzunehmen und ernst zu nehmen und nicht sofort unter ein diffuses „den Frauen hierzulande geht es doch gut“ zu subsumieren.

Auch die Kämpfe der Frauenbewegung sind unteilbar: Jede, die sich einmal an einer Stelle ernsthaft engagiert hat, weiß das. Da stoßen wir sehr schnell an Grenzen des Verständnisses und der Strukturen. Daß es etwa auf der Europäischen Ökumenischen Versammlung „Frieden in Gerechtigkeit“ nicht gelungen ist, Sexismus, nämlich die Diskriminierung von Menschen auf Grund des Geschlechts, als Sünde zu bezeichnen, beweist, daß sich Kirchenmänner (und Frauen) überhaupt nicht im klaren sind über das Ausmaß der tatsächlich existierenden Menschenrechtsverletzungen, die Frauen zu erleiden haben, weil sie Frauen sind.

Frauen wünschen sich eine Kirche, die ökumenisch ist

Aus der ersten Frauenbewegung sind die konfessionellen Frauenbünde hervorgegangen. Diese Frauenbünde existieren immer noch. Daneben, und in sie hineinwirkend, gibt es heute eine wachsende ökumenische Frauenbewegung, einstweilen nur knapp strukturiert, lose vernetzt, tatsächlich noch in Bewegung, in der die konfessionellen Fragen überhaupt keine Rolle mehr spielen: In einem neunmonatigen „Ausbildungskurs Feministische Theologie“, den die evangelische Akademie Boldern jedes zweite Jahr anbietet, melden sich jeweils etwa 30 % katholische Frauen an. Die theologischen Fragen, die sie mitbringen, sind zwar geprägt von ihrer Tradition, aber die Zukunft der Kirche, die sie sich erhoffen, ist offen, transkonfessional und ökumenisch. Freilich machen sie sich keine Illusionen, daß die Kirchen weit entfernt sind von solch ökumenischer Offenheit. Das erzeugt auch einen Leidensdruck und die Einsicht, daß sie sich sowohl als Frauen wie

auch als ökumenisch verpflichtete Menschen am Rand der Kirchen befinden. An irgendeinem Punkt unsres Kurses werden die Frauen immer zornig, weil ihnen dann klar wird, daß es schwierig, wenn nicht unmöglich sein wird, die Erfahrungen gelebter Einheit in die Kirchen zu tragen.

Ähnlich ergeht es uns im Ökumenischen Forum Christlicher Frauen in Europa, das konfessionelle Frauenbünde, kirchliche Frauenwerke und neue ökumenische Gruppen zusammenschließt. Das Interesse, auch das theologische Interesse des Forums, geht weniger auf Orthodoxie als auf Orthopraxis. Die Themen, die das Forum in den knapp zehn Jahren seines Bestehens aufgegriffen hat, lauteten: „Gerechtigkeit für Frauen, um Versöhnung ringen, gewaltfrei/mitgeschöpfllich leben, Solidarität unter Frauen fördern und an einem neuen Frauen- und Gottesbild arbeiten.“

Die Gründe für die Ausklammerung des konfessionellen Gesprächs sind hier allerdings andere: Die katholischen, protestantischen und orthodoxen Frauen, die im Ökumenischen Forum zusammenarbeiten, beurteilen sehr realistisch ihre Machtlosigkeit, konfessionelle Grenzen tatsächlich zu verschieben. Sie beschränken sich daher auf das, was sie als Frauen eint und woran sie gemeinsam arbeiten können. Das ist keinesfalls ein Aufguß des ökumenischen Wahlspruchs der ersten Stunde: „Doctrina dividet, Service unites“ – das Ökumenische Frauenforum hat ja ein weites Spektrum sozialer, politischer und theologischer Fragen aus der Sicht von Frauen durchdacht. Es ist eher eine Entscheidung, die zeigt, daß viele Frauen konfessionellen Fragen nicht entscheidende Wichtigkeit einräumen und meinen, auch ohne sie sinnvoll und zukunftsorientiert zusammenarbeiten zu können. Vielleicht zeigt sie auch eine gewisse Kompromißbereitschaft an. Frauen nehmen konfessionelle Grenzen in Kauf, wenn die Kirchen bereit sind, sich verbindlich auf die Anliegen der Frauen einzulassen. Daß das Ökumenische Frauenforum die Frage des Priesteramtes der Frau bis heute noch nicht thematisiert hat, zeigt allerdings, daß die Toleranzgrenze gegenüber den Kirchen und die Schmerzgrenze von Frauen sich empfindlich überschneiden können.

Wenn Frauen sich eine ökumenisch offene Kirche wünschen, heißt es natürlich auch eine Kirche, in der die Vernetzungen mit den Schwestern in der Dritten Welt geschehen können. Daß die Frauenbewegung in Europa sich nicht gegen die entstehenden Frauenbewegungen in der Dritten Welt entwickeln und profilieren darf, wird erst langsam zur Selbstverständlichkeit.

4. Ein neuer Kuchen oder „befreite Zonen?“

„Wir wollen nicht ein Stück vom alten Kuchen, wir wollen einen neuen Kuchen backen“, hieß einer der ersten Slogans der neuen Frauenbewegung. Der Wunsch besteht immer noch, aber mittlerweile hat sich auch bei den frauenbewegten Frauen die Euphorie gelegt, daß dieser neue Kuchen schnell und leicht zu backen wäre. Die Idee der „Feminisierung der Gesellschaft“ (Roger Garaudy)¹¹ hatte zwar auf den ersten Blick viel für sich – vor allem endlich die öffentliche Aufwertung der sogenannten weiblichen Werte – aber mittlerweile müssen wir uns alle fragen, wie denn das geschehen soll, daß die „Zukunft weiblich“ wird (Margarete Mitscherlich).¹² Sozialwissenschaftlerinnen wie Christina Thürmer-Rohr haben uns daran erinnert, daß Frauen mehrheitlich möglicherweise gar kein Interesse daran haben, ihre Lage im Patriarchat zu ändern, weil sie schließlich auch Nutznießerinnen bestehender Arrangements mit der Männerwelt sind; und haben jene, die sich von einer Feminisierung der Gesellschaft die Rettung des Patriarchats erhoffen, gewarnt vor der Aufgabe, die Frauen sich hier aufladen. „Wir können diesen verseuchten Planeten nicht retten. Es kann nicht die Mission von Frauen sein, die zielsichere Vergiftung des Lebens wiedergutmachen zu wollen. Die Drecksarbeit übernehmen und über die materiellen und psychischen Trümmer bestimmen zu wollen, entlarvt nichts als eine Variante der Vorstellung weiblicher Selbstaufopferung, eine Variante weiblicher Hausarbeit: Trümmerfrauen des Patriarchats.“¹³

Darüber hinaus haben Frauen in Jahrhunderten/Jahrtausenden weiblicher Machtlosigkeit gar nicht gelernt, Macht anders auszuüben. Wir dürfen uns also als Frauen keinen Täuschungen ergeben, daß der neue Kuchen einfach zu backen wäre. Wir haben noch nicht einmal die Zutaten in der Hand.

Wenn ich die heutige Lage der (kirchlichen) Frauenbewegung in Europa betrachte, so merke ich, daß wir die „flächendeckenden“ Entwürfe aufgegeben haben. Eher habe ich den Eindruck, daß wir dabei sind, „befreite Zonen“ zu schaffen. Während der Befreiungskämpfe gegen die portugiesische Kolonialmacht in Afrika entstanden sogenannte befreite Zonen. In ihnen war der Krieg vorüber, obwohl anderswo die Kämpfe noch tobten. Es waren ausgesparte Landstriche, in denen die Befreiungsbewegungen ein Stück vom ersehnten Leben nach der Revolution vorwegnehmen konnten.

Ich erinnere mich, wie Kirchen über den Fonds des ÖRK-Antirassismusprogramms die ersten Schulbücher, die in den befreiten Zonen von Guinea-Bissau verwendet wurden, finanziert haben. Eine solche Solidarität der

Kirchen würde ich mir auch für die befreiten Zonen in der Frauenbewegung wünschen. Ich würde mir wünschen, daß die vorweggenommene Ahnung einer neuen, auf Gerechtigkeit gegründeten Gemeinschaft von Frauen und Männern, die wir dort zu leben versuchen, von den Kirchen ermutigt, gefördert und *mitgelebt* wird. Ich würde mir wünschen, daß die Kirchen sie als Experimentierfeld für die zukünftige Gemeinschaft sehen und nicht als vorübergehende Spielwiese geltungsbedürftiger Frauen. Ich würde mir wünschen, daß die befreiten Zonen offene Räume sind, Räume, in denen Frauen lernen, mit Macht umzugehen, Räume, in denen sie sich stärken können, damit sie sich dann auch in das noch zu befreiende Terrain vorwagen. Und ich würde mir wünschen, daß die Kirchen Solidarität mit den Frauen aufbringen: Einmal um der Frauen und der Einlösung der Menschenrechte willen. Zum anderen um der Kirche selbst willen, weil die Qualität unserer Gemeinschaft erst durch das ganze und ungeteilte Menschsein all ihrer Glieder zu einer befreiten Zone im Sinn des Reiches Gottes wird.

ANMERKUNGEN

- ¹ Salomé Kestenholz, *Die Gleichheit vor dem Schaffott*, Luchterhand 1988.
- ² Elisabeth Moltmann-Wendel, *Frauenbefreiung*, Kaiser 1986, S. 49.
- ³ Ebd. S. 49.
- ⁴ Ebd. S. 53
- ⁵ Leonore Siegele-Wenschkewitz, *Verdrängte Vergangenheit, die uns bedrängt*, Kaiser 1988.
- ⁶ Luce Irigaray, *Göttliche Frauen*.
- ⁷ Vgl. dazu Rosemary Ruether, *Sexismus und die Rede von Gott*, GTB Siebenstern 1985.
- ⁸ Vgl. dazu Elisabeth Schüssler-Fiorenza, *Zu ihrem Gedächtnis*, Kaiser 1988.
- ⁹ Vgl. dazu Luise Schottroff/Christine Schaumberger, *Schuld und Macht*, Kaiser 1988.
- ¹⁰ Literatur dazu: *Women count women's work*, Kings Cross Women's Center, London.
- ¹¹ Roger Garaudy, *Der letzte Ausweg. Feminisierung der Gesellschaft*, Walter 1982.
- ¹² Margarete Mitscherlich, *Die Zukunft ist weiblich*, Pendo, Zürich 1987.
- ¹³ Christina Thürmer-Rohr, *Vagabundinnen*, Orlanda Frauenverlag, Berlin 1986, S. 497